

Dr. Johann Hinrich Claussen, Kulturbeauftragter der EKD

Sonntag Judika, 21. März 2021, 18 Uhr – Fastenpredigtreihe: Sinn. Fragen – Wie weiter?

Predigt über: Hinaus ins Weite - Apostelgeschichte 16,6–10

⁶ Sie zogen aber durch Phrygien und das Land Galatien, da ihnen vom Heiligen Geist verwehrt wurde, das Wort zu predigen in der Provinz Asia. ⁷ Als sie aber bis nach Mysien gekommen waren, versuchten sie, nach Bithynien zu reisen; doch der Geist Jesu ließ es ihnen nicht zu. ⁸ Da zogen sie durch Mysien und kamen hinab nach Troas.

⁹ Und Paulus sah eine Erscheinung bei Nacht: Ein Mann aus Makedonien stand da und bat ihn: Komm herüber nach Makedonien und hilf uns! ¹⁰ Als er aber die Erscheinung gesehen hatte, da suchten wir sogleich nach Makedonien zu reisen, gewiss, dass uns Gott dahin berufen hatte, ihnen das Evangelium zu predigen.

I.

Es ist seltsam, mitten in einer Pandemie die Fastenzeit zu begehen. Wie seltsam dies ist, ging mir vor kurzem bei einem Arztbesuch auf. Wegen Beschwerden im linken Knie war ich zu meinem Orthopäden gegangen. Um einen Gichtanfall auszuschließen, stellte er mir routinemäßig die Frage: „Haben Sie in letzter Zeit ausgiebig gefeiert, ein bisschen zu viel geschlemmt und getrunken?“ Kaum hatte er diese Frage gestellt, war ihm auch schon ihre Blödheit bewusst. „Ach nee!“, seufzte er und schüttelte betrübt den Kopf, um sich für die Diagnose lieber anderweitig umzusehen. Ein Stück fettes Fleisch, ein Glas starken Alkohols zu viel – das macht nur Freude, das ergibt Sinn nur auf einem großen, lauten Festen mit vielen ausgelassenen Menschen. Das ist nun schon seit einem Jahr nicht möglich. Bei all den Einschränkungen des öffentlichen und privaten Lebens ist das ganzjährige Fasten inzwischen zur allgemeinen Bürgerpflicht und eigenen Gewohnheit geworden. Diesen Nutzen immerhin hat die Pandemie für mich: Mein Gicht-Risiko ist gleich Null.

Nach einem Nutzen der Krise zu suchen, beschäftigt zurzeit einige Menschen. Was bleibt uns auch anderes übrig? Wenn wir das Unglück schon nicht zu ändern vermögen, könnten wir doch zumindest danach fragen, ob das allgegenwärtige Unglück nicht auch zu etwas gut ist. Auf diese Weise die Sinnfrage zu stellen, ist ein Akt der Selbstbehauptung. Denn der Sinn im Unsinn ist nicht einfach da, der Nutzen des Unglücks nicht offenkundig gegeben. Vielmehr sind wir es, die dem Unglück einen Nutzen abtrotzen, dem Unsinn einen eigenen Sinn entgegenstellen, um aus der Wehrlosigkeit herauszukommen, um selbst wirksam zu werden. So verstehe ich den Titel zur diesjährigen Predigtreihe zur Fastenzeit hier am Dom: „Sinn.Fragen – Wie weiter?“ Nach dem verborgenen Sinn unseres Lebens heute zu fragen, soll uns Kraft und Richtung geben auf dem Weg in die Zukunft.

Deshalb stelle ich mich meiner Predigtaufgabe heute gern. Aber ich muss ehrlich sein. In meinem Hinterkopf gehen zwei skeptische Gegengedanken unfroh spazieren. Ich verdanke sie einem Religionssoziologen, den ich für seine Klarheit und Nüchternheit schätze. In einem Interview berichtete er kürzlich von seinen Forschungen. Zum einen hatte er Befragungen angestellt, ob die Pandemie die Menschen wieder religiöser gemacht hätte. Sie wissen schon: Not lehrt angeblich beten. Doch er konnte solch einen Automatismus nicht nachweisen. Im Gegenteil, seine Umfrage ergab, dass die Pandemie bloß das verstärkt, was schon da war: Wer vorher gläubig war, nimmt seinen Glauben jetzt noch ernster; wer vorher keinen höheren Sinn in seinem Leben und im Weltgeschehen kannte, tut dies jetzt noch weniger. Die zweite Einsicht des Religionssoziologen ist noch betrüblicher. Er hatte untersucht, wie viele

Menschen sich „Sinn.Fragen“ stellen. Wollen Sie das Ergebnis erraten? Es sind acht Prozent der Deutschen, die sich regelmäßig und ernsthaft mit der Frage nach dem Sinn, also auch dem Sinn im Unglück, beschäftigen. Was wohl die anderen 92 Prozent den lieben langen Tag so treiben? Aber das soll uns nicht deprimieren, sondern anspornen, uns der Suche nach dem christlichen Sinn im allgemeinen Unsinn zu widmen, dem allgemeinen Unsinn einen christlichen Sinn entgegenzustellen.

II.

Um es mir leichter zu machen, wurde meiner Predigt für heute Abend die schöne Überschrift „Hinaus ins Weite“ gegeben. Vielen Dank dafür! Wenn ich „Hinaus ins Weite“ höre, richte ich mich gleich auf, erhebe die Augen, meine Brust und mein Blick öffnen sich. So tief verstrickt in die Enge bin ich, durch all die Restriktionen, die Anstrengungen des Lockdown-Lebens, die Sorgen um unser Land, die Müdigkeiten, Missmutigkeiten und Einsamkeiten allüberall – dass mich dieser Aufruf „Hinaus ins Weite“ sogleich anspricht und aufweckt. Sehnsüchte, die ich mir schon abgewöhnt hatte, werden plötzlich wieder lebendig. Hinaus ins Freie, in eine frühlingshafte Stadt mit belebten Straßen und geöffneten Cafés. Hinaus ins Offene, in eine aufblühende Natur unter blauem Himmel. Hinaus ins Schöne, in Theater und Konzerte. Hinaus ins Frohe, zu Freunden und Festen. Hinaus ins Weite, auf Reisen in ferne Länder.

Doch diesen Sehnsüchten, so berechtigt sie sind, sollten wir uns nicht zu schnell hingeben. Deshalb wurde mir neben der Frage nach den „Sinn.Fragen“, dem Aufruf „Hinaus ins Weite“ noch ein biblischer Text mitgegeben, vor dem wir unsere Hoffnung nach einem Ausbruch aus der Enge spiegeln und bedenken können. Es ist ja ein guter Brauch, dass wir Christen die Frage nach der Zukunft rückbinden an die Geschichte unseres Glaubens. Was also bedeutete das „Hinaus ins Weite“ für Paulus und die ersten Christen?

Viel und weit ist Paulus gereist, von einer Stadt zur nächsten, rastlos, unter Entbehrung, Krankheit, Gefahr und Verfolgung. Seine Reisen waren eine Fortsetzung der Wanderungen, die Jesus unternommen hatte: ein Leben ohne Heimat, eigenes Haus und Familie, eine Flucht nach vorn – auf ein Ziel hin, das nicht von dieser Welt war. Paulus nahm die Dynamik Jesu auf und steigerte sie: Er zog nicht mehr von Dorf zu Dorf, sondern von Stadt zu Stadt, nicht nur durch Galiläa, sondern durch das Römische Reich, nicht nur zu den Kindern Israels, sondern zu allen Menschenkindern. Es war eine einzige lange Reise, eine „never-ending tour“, mit längeren Aufenthalten hier oder dort. Von Antiochien und Syrien zog Paulus in die Provinz Galatien in der heutigen Türkei, und dann nach Griechenland, in die Provinz Makedonien sowie die Städte Korinth, Ephesus und Athen. Von hier aus kam er mit dem Schiff auf die Inseln Zypern und Kreta. Am Ende wollte er nach Rom und von da aus vielleicht bis nach Spanien. Es ist unbekannt, welche Verkehrsmittel er benutzte, wie häufig es nur zu Fuß weiterging, wie viel Geld er bei sich hatte, wo er übernachtete und wie er sich ernährte.

Langsam nur wird er vorangekommen sein, denn er musste unterwegs immer auch als Zeltmacher arbeiten. Zum Glück wurde er von neuen Freunden und auch vielen Freundinnen im Glauben unterstützt. Mit ihrer Hilfe gründete er christliche Gemeinschaften in Kleinasien und Griechenland. Sie bestanden vor allem aus Armen, Rechtlosen, Ungebildeten, Sklaven, Menschen ohne Ansehen. Die Reisen des Paulus „ins Weite“ waren eine erste Gestalt von Globalisierung. Viel verdankten sie dem Römischen Reich, seiner Infrastruktur, Einheit und Weltläufigkeit. Zugleich waren sie das Gegenteil alles Imperialen. Seine Weltreligion wuchs in den Armenquartieren heran und rekrutierte sich aus der Menge der Machtlosen, der Übersehenen.

Das würde unser „Hinaus ins Weite“ für Paulus und die ersten Christen gemeint haben: ein Leben im Glauben als Flucht nach vorn, ein Leben ohne feste Heimat, weil ein Leben in Christus, deshalb ein Leben für andere, hinaus zu denen, die die gute Botschaft brauchen, die auf einen Besuch warten, die Hilfe brauchen. Deshalb nicht ruhen, nicht bleiben, sondern aufbrechen, losziehen, mit Gottes Geist, zum Beispiel durch Phrygien und Galatien, nach Mysien und hinab nach Troas. Ohne Programm, Plan, Budget,

Strategie, Reiserücktrittsversicherung. Dafür mit der Kraft des Geistes, der Liebe Christi im Herzen und mit Bildern wie diesem, das Paulus in einer Nacht geschaut hat: „Ein Mann aus Makedonien stand da und bat mich: ‚Komm herüber nach Makedonien und hilf uns!‘“

III.

Man bezeichnet die Reisen des Paulus als „Missionsreisen“. Damit ist ein Wort gefallen, das nicht erst seit heute, aber gegenwärtig besonders zu heftigen Debatten führt. Man muss nur zu den neuen Nachbarn über die Straße gehen, ins neue Schloss, wo das Humboldt Forum entsteht, und die Wörter „Mission“ und „Kolonialismus“ laut in den Innenhof rufen – man wird kein liebliches Echo hören. „Mission“ und „Kolonialismus“ markieren ein weites, bitter umkämpftes Feld. Das kann ich hier nur andeuten. Aber es genügt, um uns darauf aufmerksam zu machen, dass der Sehnsuchtsruf „Hinaus ins Weite“ seine Abgründe hat. Denn wer darf ihm ausstoßen, ihm folgen – wer hat das Geld, die Macht, den Reisepass dafür? Und wer muss andere empfangen, ihnen die Weite bieten, die sie suchten, und selbst in der Enge bleiben? Was für die einen ein Aufbruch ins Weite ist, kann anderen als Überfall erscheinen.

Das galt früher für die Mission, die gut gemeint sein mochte, aber allzu oft als Überwältigung erlebt wurde und die im Rahmen kolonialistischer Systeme betrieben wurde. Gerade weil heute das Verhältnis von Norden und Süden neu verhandelt wird – und dies auch als innenpolitisches Thema –, ist die kritische Erinnerung an die Mission so wichtig. Sie könnte auch unseren Blick auf unser heutiges Reisen schärfen.

Unser Corona-bedingtes touristisches Fasten ist – bei aller Bitterkeit für die, die in dieser Branche arbeiten – eine wertvolle Gelegenheit zur kritischen Besinnung. Unser „Hinaus ins Weite“ hat nämlich seine Tücken. Denn was nehmen wir uns mit unseren Fernreisen heraus, welche Folgen haben sie, wer profitiert davon, wer bezahlt dafür, welchen Genuss bringen sie uns, welchen Schaden richten sie an? Man kann diese reise-ethischen Fragen noch grundsätzlicher fassen. Wenn wir „hinaus ins Weite“ wollen, geben wir dann nicht unbewusst zu, dass es bei uns eng ist, wir selbst eng sind? Und dürfen wir erwarten, anderswo eine Weite zu finden, die uns selbst fehlt, die wir anderen bei uns nicht gewähren?

Deshalb ist die Erinnerung an die Reisen des Paulus und der ersten Christen so wichtig. Sie wurden um Hilfe gerufen. Sie brachen auf in die Fremde, um für Fremde zu Mitmenschen zu werden, damit die Fernsten ihre Nächsten wurden. Sie hatten nichts im Gepäck, nur den Geist Christi. So machten sie sich auf den Weg „hinaus ins Weite“. Aber die weite Liebe Christi trugen sie die ganze Zeit in sich und gaben anderen davon ab.

Amen.